



# Zukunft auf dem Land

Wegweisendes Projekt für Bauern gegen die Landflucht in Bolivien  
Von Christina Weise (Text) und Martin Steffen (Fotos)

Das Leben in den bolivianischen Anden ist geprägt von harter Arbeit und Hunger. Viele Bauern fliehen daher in die Städte. Bei einem Projekt der katholischen Kirche lernen sie alternative und ökologische Anbaumethoden, damit sie von ihrer Ernte leben und sogar zusätzliche Einnahmen generieren können.

Hellrot, ockerfarben und graubraun strecken sich die bolivianischen Anden gen Himmel. Majestätisch. Atemberaubend. Mauricio García nimmt das nicht zur Kenntnis. Dem Panorama den Rücken zugekehrt, zieht er leicht gebückt in schnellen, gleichmäßigen Bewegungen mit seiner Hacke eine Furche ins Feld. Das liegt mitten in der Gebirgskette, ganz oben an einem Berghang auf knapp 3.000 Metern. Hinter Don Mauricio streut seine Frau Gregoria Samen in die Rille, der junge Andrés bedeckt die Saat mit Erde.

Den einzigen Schatten vor der gleißenden Sonne bieten ihre beigefarbenen, breitkrepigen Hüte, die sie tief ins Gesicht gezogen

Abbildung Seite 48:

Gregoria Serrano setzt Okra. Sie und ihr Mann Mauricio García haben ihre Felder auf nachhaltige Landwirtschaft umgestellt.

Abbildung Seite 49:

Angelegte Terrassenfelder und Aufforstung im Dorf Tumuyo, Bolivien.



haben, jeder verziert mit einem bunten, von Doña Gregoria gewebten Band mit indigenem Muster. So beeindruckend die Landschaft auf den ersten Blick wirkt, so traurig ist sie auf den zweiten. Erbarungslos wirft die Sonne ihr grelles Licht auf die staubtrockene, mit Steinen durchsetzte Erde. Jeder schattenspendende Baum ist eine Wohltat, aber die Landschaft in der Region Tapacarí, 80 Kilometer von der Großstadt Cochabamba entfernt, ist entsetzlich kahl. Auf halbem Weg von Don Mauricios Feld zum trockenen Flussbett stehen doch ein paar Bäume, es

Abbildung Seite 50:

Bäuerin in der Gemeinde Tapacarí. Durch die Umstellung ihrer Felder auf nachhaltige Landwirtschaft sind die Bauern der Gemeinde zu bescheidenem Vermögen und friedvollem Leben gekommen.

Abbildung Seite 51:

Ricardo Crespo Torrico ist Agraringenieur und leitet für die „Pastoral de la tierra“ ein Projekt für nachhaltige Landwirtschaft in der Gemeinde Tapacarí in der Nähe von Cochabamba, Bolivien.

ist fast ein kleines Waldstück. Hier liegt das Dorf Palca Molino, hier wohnt Don Mauricio mit seiner Frau, seiner zweitjüngsten Tochter, einem Enkel und dem Erntehelfer Andrés. Fast eine Stunde ist es zu Fuß vom Feld bis zu den Bäumen. Auf einem staubigen und extrem schmalen Trampelpfad, direkt am steilen Hang entlang. Vorbei an den hohen Eukalyptusbäumen und Kiefern, gelangen die drei schließlich zu zwei winzigen Ein-Zimmer-Lehmhütten, zwei Lebensmittelspeichern, einem Geräteverschlag und einer Hütte, die als Küche dient.

### Rettende Stadt?

„Früher waren wir sehr arm. Ich bin in Armut geboren, habe mein ganzes Leben hungern müssen“, erzählt Don Mauricio. Auch seine neun Kinder wuchsen in extremer Armut auf, trotz täglicher harter Arbeit. „Wir wussten einfach nicht, wie wir an Essen kommen sollten. Die Erde gab nicht genug her.“ So leben die meisten seiner Kinder und die anderen jungen Leute des Dorfes heute in der Stadt. Die Aussicht auf einen Job und somit regelmäßige Mahlzeiten waren zu verlockend. Auch Don Mauricio ging früher oft in die Stadt, um sich mit verschiedenen Aushilfstätigkeiten Geld dazu zu verdienen und Lebensmittel zu kaufen.

Bolivien war und ist das Armenhaus Südamerikas, und dennoch: Das Land gehört zu den am stärksten wachsenden Volkswirtschaft-

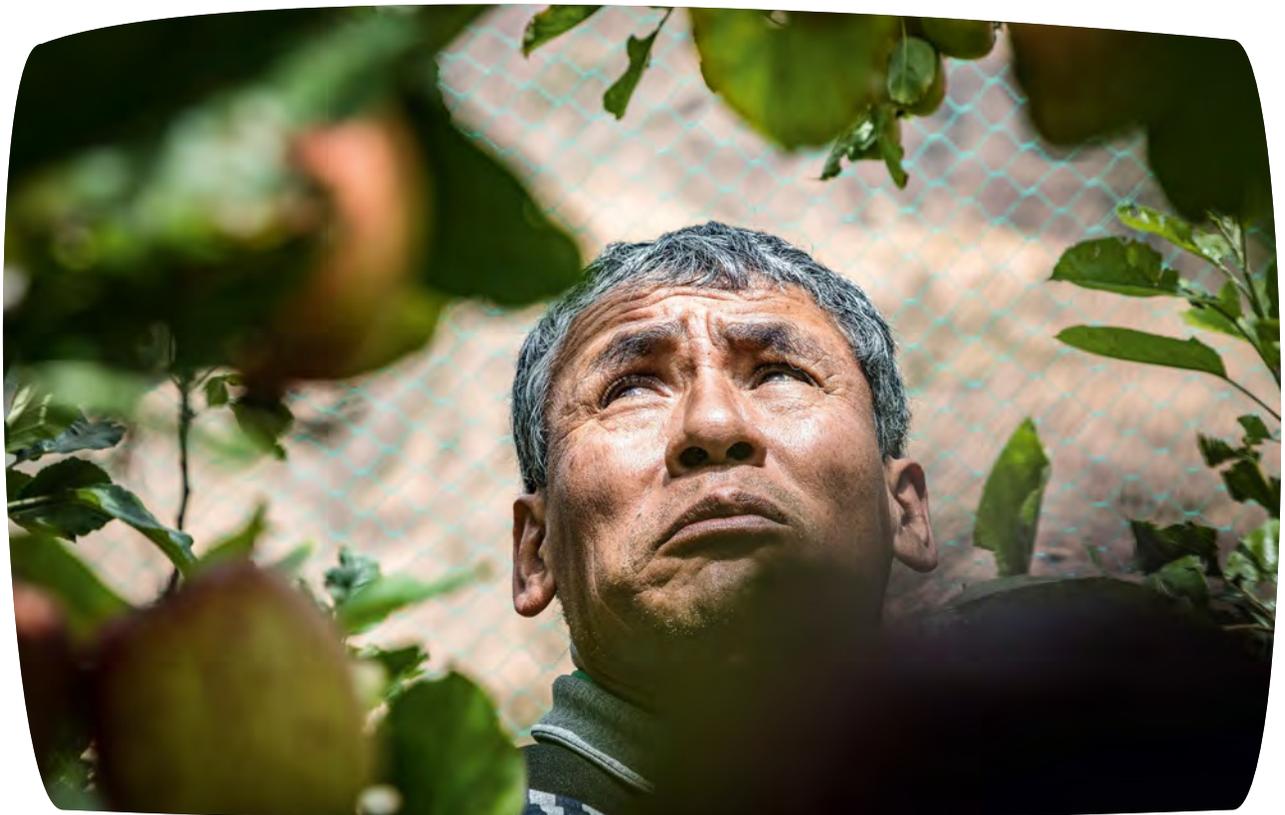


ten des Subkontinents. Zwischen 2006 und 2015 erzielte es ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von rund fünf Prozent. Aus dem sogenannten Entwicklungsland wurde ein Land mit mittlerem Einkommensniveau. Das liegt an einem Entwicklungsmodell, das auf dem Abbau von Bodenschätzen und exportorientierter Agrarindustrie beruht. Die Verlierer sind dabei allerdings häufig die Kleinbauern. Investoren kaufen immer mehr Land auf, erschließen natürliche Ressourcen und bauen großflächig für den Export bestimmte Agrarprodukte an. Dieser Konkurrenz ist die ländliche Bevölkerung nicht gewachsen, auch wenn die Regierung sie unterstützt und die Infrastruktur auf dem Land verbessert. So wachsen die Städte. In den letzten 17 Jahren stieg die Bevölkerung von Cochabamba um 25 Prozent an. Der Hauptgrund: Landflucht. Die Präfektur von Cochabamba ist mit dem Zustrom überfordert, Lösungen für die Menschen auf dem Land bietet sie allerdings kaum. Anders die katholische Kirche: Seit Jahrzehnten setzt sie sich hier für die Menschen und den Erhalt der Natur ein. Ein Umweltprojekt bietet konkrete Hilfe mit spürbaren Verbesserungen. Don Mauricio war der erste, der von diesem Projekt profitierte, weil er als Erster wagte, etwas Neues zu probieren. Den entscheidenden Weg wies dem Katecheten sein Glaube. Dadurch fand er den nötigen Mut, zwei Fremden und ihrem Projekt zu vertrauen. Der deutsche Priester Axel Gerling und der bolivianische Agrarökonom Ricardo Crespo Torrico begannen Anfang der

1990er Jahre in den beiden ausgedehnten Landparzellen in der Region Tapacarí eine Pastoral im Einklang mit der Natur und ausgerichtet auf die Kultur und Bedürfnisse der Einheimischen aufzubauen.

### Glaube und Vertrauen

Regelmäßig kamen sie zu Besuch, feierten Gottesdienste, bauten Vertrauen auf und informierten die Menschen über alternative Agrarmethoden. „Es war nicht einfach für Don Mauricio, er wurde beschimpft und angegriffen, die Menschen sind hier sehr misstrauisch“, sagt Ricardo Crespo, der zum kleinen Pastoralteam der Pfarrei gehört, das bis heute hier aktiv ist und nun vor allem junge Erwachsene seelsorgerisch betreut und landwirtschaftlich berät. Zusammen mit Don Mauricio legte er vor 30 Jahren Terrassenfelder an, durch die das Regenwasser gefiltert und länger gespeichert wird – ausschlaggebend für eine bessere Ernte in der regenarmen Region. Die Technik war auch schon frühesten indigenen Kulturen bekannt, doch war sie verloren gegangen. Genauso wie die Kenntnisse über Mineralien und Mikronährstoffe, die reichlich in den Felsen vorhan-



den sind und guten Dünger abgeben. „Wir müssen dieses Wissen wiederherstellen“, sagt Ricardo Crespo, der wie Don Mauricio Quechua-Indigener ist. „In Verbindung mit modernen Kenntnissen können wir viel erreichen. Aber immer auf Augenhöhe und ohne ein Abhängigkeitsverhältnis zu schaffen.“ Und ohne Agrargifte. Zu dem kirchlichen Projekt, das vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird, gehören auch Jugendkatechese, die Errichtung von Wasserspeichern und das Pflanzen von Bäumen. Denn der Bedarf an Holz ist groß, auch in der Stadt wird der Rohstoff gebraucht, aber ans Aufforsten dachte lange niemand. So sieht die einst bewaldete Region heute traurig kahl aus, der Boden bleibt ungeschützt vor den gleißenden Sonnenstrahlen und trocknet weiter aus. Gleichzeitig regnet es durch den Klimawandel weniger, statt sechs dauert die Trockenzeit inzwischen sieben Monate, und damit steigt die Verdunstung. „Mir ist es wichtig, Menschen, Natur und Glauben gemeinsam zu stärken“, sagt Ricardo Crespo. „Und ich sehe, dass es hier gelingt.“

### Unter Apfelbäumen

Das ist daran zu erkennen, dass Don Mauricio heute dicke Kartoffeln, Mais und Gemüse erntet – und zwar genug, dass es zum Leben reicht und so viel, dass er einen Teil davon sogar verkaufen kann. Das ist einer der Gründe, weswegen er noch in die Stadt fährt

– freiwillig und ohne Druck. „Das hätte ich nie gedacht. Die Erde hier ist arm an Nährstoffen und wir hatten nicht die richtigen Methoden, wir wussten es einfach nicht besser“, sagt der 70-jährige Bauer. Sein ältester Sohn kommt mittlerweile regelmäßig aus Cochabamba aufs Land und hilft bei der Arbeit, Don Mauricios jüngste Töchter wollen auf dem Land wohnen bleiben.

So auch der 38-jährige Roberto Condori. Er wohnt mit seiner achtköpfigen Familie in Tumuyo, einem 40 Familien umfassenden Dorf in der Nähe. Roberto, der unter seiner traditionellen indigenen Jacke ein Fußballtrikot trägt, wollte nie in die Stadt ziehen, doch die schwindenden Ernteerträge brachten ihn dazu, dies Prämisse zu hinterfragen. Dann, vor acht Jahren, überredete Ricardo Crespo den Bauern, Apfelbäume zu pflanzen. Die Region Tapacarí war zuvor nicht für Äpfel bekannt. Einige Bauern hatten Erfahrungen mit Pfirsichen. „Und das genau ist der Punkt“, sagt der Agrarökonom. Das Obst bereichert den Speiseplan der Menschen und bringt gute Einkünfte. Die Äpfel wachsen gut und erzielen hohe Preise. 82 Bäume besitzt Roberto, ein Baum bringt in einem guten Jahr rund 18 Kilogramm Äpfel. Im letz-



ten Jahr nahm Roberto mit dem Verkauf der Äpfel 650 Euro ein. Stolz bestätigt er: „Die Äpfel verkaufen sich unglaublich gut.“

### Wo es genug zu Essen gibt, herrscht Friede

Den Hut in der Hand, kriecht Roberto unter das grüne Netz, das über seine beeindruckende Apfelplantage gespannt ist. Es hält die Vögel fern, die auch gern von den rot leuchtenden Früchten naschen. „Bei der ersten Ernte aßen meine Kinder unreife Äpfel. Jetzt haben sie gelernt zu warten“, sagt er und beobachtet grinsend, wie seine Jungs unter den schattenspendenden Bäumen herumhüpfen und versuchen, an die reifen, saftigen Äpfel zu kommen. „Wir müssen noch herausfinden, wann die richtige Zeit ist, um die Bäume zurückzuschneiden und wann sie blühen. Das ändert sich jährlich, aber es ist auch spannend.“ Seine Zukunft auf dem Land ist gesichert. Er schnappt sich den dunkelgrünen Schlauch aus dem Wasser und gießt seine wertvollen Apfelbäume. Alle zwei Wochen ist die Familie an der Reihe und kann das Wasser aus dem runden Wasserspeicher benutzen. Auch dieser ist ein Ergebnis des kirchlichen

Projekts, das von Adveniat unterstützt wird.

Bei den Apfelbäumen war Roberto der Vorreiter. Don Mauricio machte es ihm fünf Jahre später nach. Heute blickt er trotz der kahlen Umgebung ins Grüne, wenn er auf dem kleinen wackeligen Holzhocker vor seiner Tür sitzt. In der Hütte hinter ihm steht das Ehebett, darüber hängen Kleider auf einer Leine, an der Wand türmen sich Kartoffeln – und vor ihm wiegen Apfelbäume im Wind. Er kann es immer noch nicht richtig glauben. „Die Menschen hier arbeiten nachhaltig, sorgen für sich und die kommenden Generationen“, sagt Ricardo Crespo zufrieden. „Gewalt und Unzufriedenheit haben stark nachgelassen, denn dort wo es genug zu essen gibt, herrscht Friede.“

Abbildung Seite 52:

Ricardo Crespo Torrico mit dem Bauern Maurício García. Ricardo Crespo Torrico ist Agraringenieur und leitet die „Pastoral de la tierra“.

Abbildung Seite 53:

Ricardo am Wasserreservoir in Tapacarí: Durch die Wiederaufforstung ist es gelungen, das Wasser im Boden zu halten. Die Bäume sorgen auf natürliche Weise dafür, den Boden zu festigen.

